
Susanne Gregor

Unmöbliert

Mit Erinnerungen sollte man nicht leichtfertig umgehen. Barbara hat ganze Schachteln voll davon, unsortiert, übereinandergestapelt, zerknüllt oder in Watte gepackt. Seit Wochen sitzt sie morgens und abends zwischen ihnen und isst Cornflakes oder Pizza direkt aus dem Karton. Zu Mittag isst sie etwas in der Stadt, wenn überhaupt. Aber den Mund macht sie dabei nicht mehr so weit auf wie früher. Eine Mischung aus Schock und Abenteuerlust sitzt ihr im Magen, seit sie diese Wohnung bezog. Die Nächte sind lang und der Fußboden hart, mit oder ohne Schlafmatte. Mit ihrer Frisur kann sie morgens oft nichts anfangen und erscheint in der neuen Arbeit wie ein Zombie, zerknittert und schläfrig, mit nichts als Kaffee in der Hand und Fettstift auf den Lippen. Wie sie sich das leisten kann, fragt ihre Mutter am Telefon. Wie sich das überhaupt leistet, alle seien erstaunt über ihren plötzlichen Sinneswandel. Dann hängt der Hörer wieder auf der Gabel, wackelt noch ein bisschen, verschnauft. Barbara atmet und manchmal reicht ihr das. Dann stellt sie die Schachteln in Reih und Glied nebeneinander auf und sitzt ihnen im Schneidersitz gegenüber. Auf der Seite hat sie sie mit Filzstift beschriftet, Kleidung, Geschirr und Fragezeichen. Abends sitzt sie dort unter einer Lampe. Wenn sie versucht, sie zu öffnen, erfrieren ihre Hände, werden zu Eis, können sich nicht bewegen. Eine Müdigkeit überfällt sie dann, als hätte sie jahrelang nicht geschlafen. Sie rollt sich in den Schlafsack, zieht den Reißverschluss hoch und manchmal klopft die Heizung. Gestern stand ein dünner Mann vor der Tür, mit langem braunen welligen Haar und Kotletten, eine Mappe unter den Arm geklemmt. Er wollte fragen, ob sie nicht eine Hausratsversicherung abschließen wollte. Das heißt, einen Versicherungsschutz gegen Feuer, Leitungswasser, Sturm, Hagel, Einbruchdiebstahl, Raub, Vandalismus und so weiter. Dann sahen sie beide verlegen in die leere Wohnung und sagten kein Wort. Wo der Parkettboden auf die Wand traf, war eine Leiste angebracht, das konnte man sehen. Und die Schachteln, ja. Der Mann nickte und hinterließ ihr ein Formular. Sie legte es auf den Boden und warf es später in den Müll, eine kleine Plastiktasche in der

Badezimmerecke. In dem Spiegel darüber bleibt ihr Blick immer wieder für einige Zeit hängen, beim Zähneputzen oder nach dem Duschen. Ihr Körper ist etwas dünner geworden, eckiger, ihre Augen größer, von dunklen Ringen umrandet. Am Wochenende liegt sie oft stundenlang mit dem Gesicht nach unten auf der Schlafmatte. Auf ihrem Rücken spürt sie die Sonne, die zu bestimmten Tageszeiten durch das Fenster einen Fleck Wärme auf sie wirft. Manchmal laufen ihr Tränen über die Nase auf die Matte, manchmal schläft sie dabei ein. Dann fällt es ihr sehr schwer, aufzustehen, sich anzuziehen und auf die Straße zu gehen, wenn sie hungrig ist. Die Leute haben es in dieser Stadt immer eilig, sie scheinen sich in Lichtgeschwindigkeit vorwärtszubewegen, von einem Punkt zum nächsten. An dieses Tempo hat sie sich noch nicht gewöhnt, wird sie vielleicht nie. Dann sitzt sie im Restaurant und isst irgendwas, kennt das Essen hier ohnehin nicht, es ist ihr fremd, was immer sie bestellt, bleibt ihr im Hals stecken und sie würgt es nur gegen den Hunger hinunter. Zurück in der Wohnung schließt sie die Tür hinter sich ab und ist wieder mit den Schachteln allein. Der Karton biegt sich an den Seiten und die Ecken sind vom langen Flug eingedrückt. Langsam schiebt sie eine zu sich heran, öffnet den verbogenen Karton, sieht auf gelbe Kerzen in milchigen Gläsern, ein paar Bücher und kleine Schmuckschachteln. In der Eile hat sie nur das nötigste eingepackt. In der Ecke der Schachtel ein Stück rotes Glas als Bilderrahmen für ein altes Foto wie aus einem früheren Leben. Irgendwo über dem Atlantik, als sie über die Zeitzonen flog, müssen diese Sachen ihre Notwendigkeit verloren haben. Stattdessen wuchsen ihnen Stacheln, die sich bei jeder Berührung ins Fleisch bohren. Sie verschließt die Schachtel wieder, hofft, dass die Sachen darin ohne Luft ersticken und schläft daneben ein. Der Duft von gebratenem Fleisch, der vom Nachbar kommt, lockt sie in die Vergangenheit, aber sie bleibt mit ihrem Körper fest auf dem Boden liegen. Das alte Telefon hebt sie nicht mehr ab, auch wenn es Sturm klingelt, auch wenn es ihre Mutter ist, auch wenn alle nur hören wollen, ob alles in Ordnung ist. Aber Ordnung gibt es nur im Vakuum. Im Schlaf weiß sie nicht, wo sie ist, wartet geduldig, bis es ihr wieder einfällt. In ihrer neuen Wohnung gibt es kein Doppelbett, keinen Fernseher und keine Vorhänge. Nur den Wecker, der es schwer hat, sie aus dem Bett zu bekommen. Morgens kann sie nur ganz langsam aufstehen, setzt sich zuerst auf, streckt ihren Rücken, sieht nach oben auf die Decke. Dann zieht sie sich Rock und Bluse an und eilt die Stiegen hinunter zur Straße. In der U-Bahn sehen alle aus, als wären sie schon seit Stunden wach. Sie wissen genau, was auf sie zukommt, kennen ihre Wege und haben fertige

Sätze im Kopf. Sie drängt sich zwischen sie hindurch, müde, spät, verwirrt. In der Arbeit klingt ihre Stimme an Montagen rau, wenn sie zwei Tage nicht gesprochen hat. Die neue Sprache fällt ihr nicht leicht, die Wörter liegen noch schwer auf der Zunge. Ihr Kollege Ron sitzt mit ihr am Mittagstisch und erzählt über die Stadt, wohin sie gehen sollte und wohin nicht und sie versteht nicht alles, was er sagt, sieht ihm aber beim Sprechen zu, wie sich sein Mund bewegt, sieht ihn an wie ein Bild im Museum. Dann sagt sie, dass sie irgendwann dorthin gehen wird, aber nicht jetzt. Seine Augen rutschen zur Seite ab, er versteht nicht und fragt auch nicht warum. Sie kleckst ein bisschen Pudding auf die Tischdecke und erwischt es mit seiner Serviette weg. Dann begleitet er sie zurück zu ihrem Platz und verabschiedet sich höflich. Sie fühlt sich, als wäre sie eine hundertjährige Frau im Seniorenheim und er ihr Krankenpfleger. Auf dem Nachhauseweg gehen die Leute wieder zu schnell, nur sie hebt langsam ein Bein vor das andere. In der Wohnung öffnet sie zögerlich das Fenster und lässt die Schachteln am Sonnenuntergang teilhaben. Das Telefon läutet schon zum zweiten Mal und das Alleinsein prickelt wie Kohlensäure durch ihren Körper. Am Abend nimmt sie die gelben Kerzen aus der Schachtel und zündet sie an. Sie nimmt das Foto im Bilderrahmen heraus und stellt es auf den Boden. Früher hatte sie es in ihrem Wohnzimmer auf dem Kamin stehen, damit es alle sehen können. Jetzt hat sie es auf dem nackten Fußboden ihres neuen Apartments auf dem anderen Ende der Welt. Ihr Brautkleid auf dem Foto flackert mit dem Licht der Kerze in verschiedenen Weiß- und Gelbtönen. Pauls Gesicht liegt ruhig in einem Lächeln neben ihrem perlenbeschnückten Kopf. Er sieht in die Kamera, aber sie sieht weg, irgendwohin, ins Blaue, dahinter und über alles hinweg. Jetzt sind sie nur noch ein Foto unter Glas und es ist ihre Schuld und diese Schuld ist eine Tatsache, sie ist immer anwesend, hängt an den Wänden und quillt aus den Schachteln, wird nie wieder von ihrer Seite weichen. Und das brachte sie ganz freiwillig über sich, und alle denken jetzt, nur Streithähne, Dummköpfe, Egoisten und Versager bleiben lieber allein. Ohne Kamin und Wohnzimmer, nur mit Fotos in Schachteln, Krankenpflegern und einem Vakuum, das alles konsumiert, was sich zu Leben meldet. Mit einer zittrigen Hand öffnet sie die nächste Schachtel, nur um eine Tasse und einen Topf für Tee herauszuholen, aber sie fallen ihr aus den Händen, gehören in eine frühere Welt, haben hier keinen Platz. Sie hebt die ganze Schachtel auf und trägt sie die Stiegen des Hauses hinunter bis zum Parkplatz und dem kleinen überdachten Mistplatz, lässt sie neben der vollen Tonne stehen, stößt noch mit dem linken Fuß hinein und das Ge-

schirr darin meldet sich mit einem letzten Gruß. Dann kauft sie eine Tasse, einen Topf und kocht einen scharf gewürzten Tee, den sie am Fenster sitzend langsam schlürft. Die Fenster öffnen hier von unten nach oben und manche sind durch eine Feuerleiter miteinander verbunden. Ihre Nachbarn sehen fern und sie hört ein bisschen mit, versucht ohne Bild die Sprache zu verstehen, alles zu begreifen und kann doch den Sinn der Dialoge nicht entschlüsseln, bleibt allein. Das hier ist eben ihr neues Leben, ohne Gegenwart und Zukunft, nur ein bisschen Vergangenheit in Schachteln. Eine davon bereits entsorgt. Als es draußen dunkel wird, schließt sie das Fenster und dreht das Licht auf. Eine batteriebetriebene kleine Tischleuchte, die sie an ihrem ersten Tag hier im Elektroladen um die Ecke kaufte. Den Verkäufer hatte sie nicht verstanden und auch das Geld konnte sie noch nicht abzählen. Unsicher streckte sie ihm eine Hand voll Münzen hin und er nahm sich, was ihm zustand. Die Lampe wirft ein grelles, weißblaues Licht auf den Parkettboden und sie setzt sich vorsichtig neben eine der übrigen Schachteln. Vorsichtig zieht sie ein Buch heraus und liest ein paar Seiten, sieht sich sofort damit im Doppelbett liegen, spürt Pauls Arm an dem ihren und sie weint lautlos, wie konnte sie auf diese Weise gehen und ihn allein zurücklassen, ganz allein mit seinem Leben und all dem. Ein starker Weinkrampf bricht in Wellen über sie herein und schüttelt ihren Brustkorb, sie schnappt nach der kalten Luft am Fenster, die heiß wieder ihren vom Weinen verzogenen Mund verlässt. Was mag er nun denken über sie, dass sie die Schuld trägt, dass er seine Zeit vergeudet hat, dass sie es einfach nicht wert war, dass sie es eben nicht genug versucht hat. Wir hätten eine tolle Zukunft haben können, hättest du noch etwas zugewartet, sagt er ihr im Traum. Sein Gesicht vor Enttäuschung in Falten gelegt, bückt er sich hinunter zu ihrem Schlafsack, und nun, schau dich an, wohin dich dein Egoismus gebracht hat, gratuliere. Am Morgen wacht sie beunruhigt auf und kauft auf dem Weg zur Arbeit ein zweites Sicherheitsschloss. Ihre Kollegen drehen und wenden es in ihren Händen, das ist wichtig, Barbara, diese Stadt ist gefährlich. Sie nicken mit ernstern Gesichtern und trinken ihre Vormittagskaffees aus Plastikbechern. Wenn Ron mittags nicht kommt, geht sie ihn abholen. Wie die Hundertjährige, die ihren Krankenpfleger vorwurfsvoll aufsucht, wo bist du denn, ich kann doch nicht alleine essen. Er beugt sich hungrig über den Fisch und schaufelt ihn mit seiner Gabel schnell in sich hinein. Ob sie schon in dem Theater war, das er ihr empfohlen hatte. Sie schüttelt lächelnd den Kopf. Was machst du den ganzen Tag über, fragt er sie, und seine Augen werden vor Neugier ganz schmal. Ich richte mich ein, sagt sie

und es klingt auch nach der Wahrheit, die sie in ihrer Wohnung lebt. Abends weiß sie nicht, wie sie das Schloss anbringen soll. Prüfend hält sie es an die Tür und weiß nicht, wie bohren. So etwas hätte früher Paul gemacht, jetzt steht sie da mit ihren weichen Händen und dem harten Stahl-schloss darin. Dann wirft sie es an das andere Ende der Wohnung, wo es gegen den Heizkörper knallt. Dabei hebt sie ihren Arm so hoch, dass ihre Bluse an der Achsel reißt. Langsam bewegt sie sich auf die mit Kleidung beschriftete Schachtel zu und öffnet den oben gefalteten Karton. Ein Schlafanzug fällt ihr in die Hände und zwei Jogginghosen, ein Pullover und ein paar säuberlich zusammengefaltete Unterhosen. Der Rest hängt noch im Schrank, außer Paul hat es weggeworfen. Seufzend zieht sie sich den Pullover über den Kopf und steckt ihre Arme durch die Ärmel. Sofort sieht sie sich darin auf dem Balkon der gemeinsamen Wohnung stehen und rauchen, wie sie es zuletzt oft gemacht hat. Paul hat geschimpft, du rauchst zu viel und warnend an die Scheiben geklopft, ich kann dich sehen. Sie blies den Rauch über ihren Kopf und er verfang sich in ihren Haaren. Was Paul sah oder nicht, war ihr damals schon egal. Sie schrie ihn an, mit allem was in ihr war und er rückte nur leise zur Seite. Dann im Schlafzimmer, saß sie mit weit aufgerissenen Augen am Bettrand und es war ganz still. Eine andere Stille als heute, hier, in der leeren Wohnung, eine neue Leere. Wie wenn sich ein Magnetfeld plötzlich auflöst und mit freiem Auge nicht erkennbar ist, wie das passieren konnte. Scheinbar hat sich nichts verändert und dennoch. Um sechs Uhr früh hebt sie das läutende Telefon ab und hört ihrer Mutter zu. Ihre aufgebrachte Stimme, sich beschwerend, im Schrecken, dann sich langsam beruhigend, schließlich verschnaufend, wenigstens geht es dir gut. Barbara nimmt einen Filzstift und schreibt es auf die Seite der Schachtel unter das Fragezeichen: Wenigstens geht es mir gut. Morgens bringt sie die Kleider zum Mistplatz, den Pullover behält sie, legt ihn in die verbleibende Schachtel. Ihre Hände schlichten die Sachen vorsichtig nebeneinander, als könnte man auch einen Pullover zerbrechen. Dann wartet sie auf den Schlaf und im Schlaf auf den Wecker. Ihr Gesicht ist morgens verquollen, aber es ist ihres. Sie wäscht es mit Seife und streicht mit dem gelben Handtuch vorsichtig darüber. Im Büro bringt sie Ron einen Becher Kaffee an den Tisch, stellt ihn neben sein goldenfarbenedes Namensschild. Ihren eigenen Becher in der anderen Hand wartet sie, bis er sein Telefongespräch beendet, sieht sich in seinem Büro um, sieht aus dem Fenster auf die herbstliche Straße und ihre mantelbedeckten Menschen im Regen. Dann geht sie um den Schreibtisch herum, sieht seine Unterlagen, Kugelschreiber, seinen Com-

puter, einen leeren Bilderrahmen und einen mit einem Foto darin, darauf eine Frau mit blondem, langem Haar, drei dunkelhaarige Kinder um sie herum drapiert, wie zur Dekoration. Ron lächelt und hebt seine Hand, zeigt ihr seine Handfläche, warte, gleich bin ich fertig, verdreht seine Augen. Barbara sitzt am Rand des Sessels, hat ihre Hände unter ihre Oberschenkel geklemmt, wartet und weiß nicht mehr worauf. Auf dem Heimweg trägt sie ihre Tasche unter dem Arm und geht den ganzen Weg zu Fuß, eine ganze Stunde oder länger. Vor einem Kleidergeschäft bleibt sie stehen, betrachtet die plastiksteifen Frauen in der Auslage, überfliegt rechnerisch die Banknoten in ihrer Geldtasche, übersetzt die Preise in die ihr bekannte Währung. Langsam legt sie ihre Hand auf den kalten stählernen Türkopf und drückt die Glastür auf, rutscht in eine warme helle Welt aus Farben und Stoffen. Die Verkäuferinnen begrüßen sie freundlich, stellen ihr Fragen, die sie kaum versteht, sie sagt ihnen, woher sie kommt und sie nicken lächelnd dazu. Zögernd probiert sie eine dünne Strickjacke an, dreht sich vor dem Spiegel und behält sie gleich an. Abends sitzt sie damit allein im Theater und niemand fehlt.